Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 147 (1868)

Artikel: Wie eine Geldheirat dem Weibe einen schrecklichen Tod und zwei

Männer lebenslänglich ins Zuchthaus gebracht hat : eine appenzellischst. gallische Kriminalgeschichte aus dem Jahre 1866, nach den Akten

dargestellt

Autor: Temme, J.D.H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-373342

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie eine Geldheirat dem Weibe einen schrecklichen Tod und zwei Männer lebenslänglich ins Zuchthaus gebracht hat.

Eine appenzellisch = st. gallische Kriminalgeschichte aus bem Jahre 1866, nach ben Aften bargestellt von J. D. G. Temme.

In dem Weiter Saste in der appenzellischen Gemeinde Wolfhalden lebten zwei Leure, Die feine glückliche Che mit einander führten. Die Schuld einer unglücklichen Ghe liegt gewöhnlich auf beiden Seiten. hier mare es auch fo ge= wesen, wenn man dem einen Theile uberhaupt zur Schuld etwas hatte gurechnen durfen; Die Frau mar ein armes Geschöpf, so beschränft an Beift, daß man fie vielleicht schwachsinnig nennen konnte. Aber auch der Mann war sehr beschränften Geistes, wenn gleich er über der Frau Gutmuthig und rechischaffen waren fie beide und der Mann war früher stets ein bra= ver, fleißiger und treuer Mensch gewesen. Den= noch lebten sie in dem schweren Unglud mit einander, das seinen Gipfel und sein Ende in dem schwersten Berbrechen finden sollte, durch welches seit Menschengebenken die Bewohner jener Gegend mit Schreden und Entseten erfüllt waren.

Wie hatten die beiden Menschen so elend wers den, wie hatte das empörende Verbrechen über

fie fommen fonnen?

Der Name des Mannes war Jakob Bischofberger; er war zu der Zeit, aus der wir von ihm erzählen, 31 Jahre alt. Anna, geb. Weitler, war der Name der Frau, sie war 47 Jahre alt.

Die She war finderlos. Sie bestand seit dem Frühiahr 1864, seit dritthalb Jahren zur Zeit des Verbrechens, von dem wir hier erzählen.

Jasob Bischofberger war in demseiben Orte Hasle geboren, in welchem wir ihn ansäßig fin den Sine Eltern waren unbemittelte Arbeuseleute: er hatte noch vier Geschwister. Die Eltern hatten den fünf Kindern nur eine durftige Erzichung können geben lassen. Aber das Leben der Familie war ein untadelhaftes; die Kinder ichlugen aut ein, auch Jasob Bischofberger.

ber ichlugen gut ein, auch Jakob Bischofberger. Bei ihm war es freilich fast zu verwundern. Er hatte den beschränktesten Geist, das Lernen wurde ihm sehr schwer; er mußte bis zu seinem sechszehnten Jahre in der Schule bleiben; dazu war er körperlich ungeschickt. Hätte da noch etwas Tücktiges aus ihm werden sollen, so hätte

er einer um desto sorgfältigern häuslichen Erziehung bedurft. Sie wurde ihm nicht zu theil. Die Mutter woll e wohl dazu thun, aber der Knabe war der Liebling des Vaters und wenn die Mutter strenge gegen ihn sein, für Kehler ihn züchtigen wollte, so gab der Vater das nicht zu und ließ ihm die Fehler durchgehen. So konnte in dem Knaben sich auch keine Willensftraft entwickeln und wie er geistig nur schwach begabt war, mußte auch sein Charafter ein schwacher und schwankender werden.

Und so war der Grund zu einem Verbrecher in ihm gelegt. Das schlechte Herz erzeugt weit seltener Verbrechen als der schwache Charafter, zumal wenn diesem nicht ein flarer Verstand zur Seite steht, der ihn die Gefahren und die Mittel zu ihrer Vermeidung erkennen lehrt. — Jakob Vischofberger blieb lange vor der Gefahr bewahrt.

Er konnte, wie gefagt, erft in einem Alter von sechszehn Jahren aus der Schule entlassen und eingesegnet werden. Sein Lernen hatte dem= nach nur febr geringe Fortschritte gemacht. Er wurde zuerst zu einem Weber in die Lehre gegeben. Allein er taugte zum Weber nicht. Er war bei seiner geistigen Beschränkeheit zugleich förperlich ungeschickt. Er fam zu einem Backer in die lebre. Es war auch da nichts. Man überzeugte fich, daß er üverhaupt in einem Hanowerke es zu nichts Rectem bringen werde. Er war nur als einfader Arbeiter zu gebrauchen, als Anecht ober Taglöhner. Er vermietbete fich als Rnecht. 3m Juni 1864 trat er bei Richter Konr. Niederer im Spanisch-Sof bei Rheined in Dienit. Er blieb 3 Jahre da. Man war zufrieden mit ihm. Als er den Dienft verließ, gab Riederer ibm ein Zeugniß, welches wörtlich lautete: "Es muffe ibm das lob ertbeilt werden, daß er gemiffenhaft, treu, redlich, fleißig und gehorsam gewejen, daß er mäßig lebte, wever Trinfer, noch Spieler mar, sondern viel hauslichen Sinn zeigte und in jeder Beziehung eines untadelhaften, ehrbaren und rechtschaffenen Lebenswandels fich befliffen habe." Dieses Zeugniß war um so unparteischer

ausgestellt, da es nicht eine Empfehlung für einen neuen Dienst sein sollte. Bischofverger wollte nicht ferner als Knecht dienen. Niederer bistätigte später zu der Kriminaluntersuchung: "Bischosberger sei einer seiner besten Dienstboten in Thätigeseit und Rechtschaffenheit gewesen." "In Beziehung auf seine geistigen Fähigkeiten habe er dagegen auf niederer Stufe gestanden; er habe zu seinen Dienstverrichtungen öfterer Anleitung besturft, dazu habe er einen hohen Grad von Leichtgläubigkeit besessen und nie sich eine eigene Meinung zu bilden vermocht."

Fleinig, recht chaffen, treu, aber beschränkt, leichtgläubig, ichwach! Und dabet hatte er noch einen besondern Fehler, eine Leidenschaft, die so besonders leicht gerade beschränkte Menschen besherrscht und schwache Charaktere auf Irrwege leitet. Geld und Reichthum leuchten immer dem beschränktesten Menschen ein, können den

Somänsten zu Thaten antreiben.

Jakob Bischofverger wollte sein eigener Herr werden, sein eigenes "Heimwesen" haben. Er konnte es nur erlangen und er wollte es erstangen durch eine reiche Frau. Es war das Alles so ganz seinem Wesen angemessen. Es sollte für ihn zu jener Gesahr werden, die ihn auf Irrwege leitete, zum Verbrecher machte.

Im Frühjahre 1864 hatte er eine Bekanntsschaft mit einem Mädchen angeknüpft, die ein baares Bermögen von 1000 bis 1200 Franken besaß. Für seine Borskellungen und für seine Lage war das ein Reichthum. Er hielt um tie Hand des Mädchens an; sie war geneigt, ihn zu heiraten; sie machte nur eine Bedingung: er solle das Seidenweben lernen. Er hatte keine Lust dazu; er hatte schon früher das Weben nicht erternen können. Das Verhältniß mit dem Mädchen löste sich in Frieden; sie sahen sich zum letzten Male auf dem Rheinecker Frühlingsjahrsmarkt (1864).

Schon am andern Tage war Jakob Bischof= berger Bräutigam, oder wieder Bräutigam.

Er war mit einem Maurerlehrling Johann Schmidt bekannt. Hatte er diesem von seinem Wansche, ein reiches Vlädchen zu heiraten, das bei gar von seinem Verhältnisse zu dem Mädechen mit den 1000 Franken und dessen Auslössung gesprochen oder war eine andere Veranslassung da gewesen, genug, Joh. Schmidt hatte

ihn auf ein Mädchen aufmerksam gemacht, die ein bei weitem größeres Vermögen besaß als jene, mit der er oder die mit ihm gebrochen hatte. "Das Maidli", sagte Schmidt zu ihm, "habe ein ordentlich Stück Geld und wenn sie auch nicht schön sei, so sei sie doch nicht so ungeschickt, und sie möchte ihn, den Bischosberger, heiraten."

Das Mädchen war die Anna oder, wie sie gewöhnlich genannt wurde, Nette Wettler. Sie wohnte, da ihre Eltern todt waren, bei ihrer Schwester, einer verebelichten Schmidt, in Rhein= ed. Db diese Schwester eine Verwandte des Maurerlehrlings Schmidt mar und diefer daher die Rette genauer fannte und mußte, daß fie den Bischofberger gern beiraten möge, geht aus den Aften nicht hervor. Es fommt nicht erheb= lich darauf an. N. Wettler war zu jener Zeit 44 — 45 Jahre alt, mithin 16 Jahre älter als Bischofberger. Sie war sehr häßlich, sehr hart= hörig, hatte eine naselnde Sprache. Dabei war sie im höchsten Grad geinig beschränkt; "sie ver= stand von den gewöhnlichsten Dingen des Lebens und der Haushaltung wenig oder nichts." "Sie war unglaublich dumm", fagt ein amtliches Beug= niß über fie. Das alles hinderte Jafob Bischof= berger nicht, um sie zu werben. "Das Maidli hatte ein ordentlich Stück Gelb." Sie hatte mit Einschluß ihrer Aussteuer ein Vermögen von 3000 Franken; sie konnte, da ihre Eltern todt waren, darüber verfügen; er fonnte mit dem Gelde sich ein Beimwesen kaufen und so sein eigener herr werden; er fonnte es sogar zu etwas noch recht Ordentlichem bringen, ba fie vermögende Bermandte hatte, die ibn mit ihren Rapitalien unterflügen murden.

An das Alles dachte er, aber auch nur daran. Geiz und Sabsucht verblendeten ihn fur das anstere: für den Unterschied des Auers, für die Sählichkeit, für die an Schwachstan grenzende geistige Beschranktheit des Vädchens, für andere Kehler, die er bald sollie kennen leinen.

Wie es nach den Afien scheint — etwas Bestimmtes wird darüber nicht gesagt — muffen seine Bekannischaft und Verbindung mit ihr fast zusammengefallen sein. Für ihn hatte sie ja das Geld und sie hatte ihn heiraten mögen, was schon der Maurerlehrling Schmidt ihm gesagt hatte.

Sie hatte immer nur ans Beiraten gedacht und vom heiraten gesprochen. Schon in früher

Jugend hatte sie stets gesagt, daß sie einen Mann baben wolle. Sie batte ja Geld.

Geiz und Sabsucht vermögen ein dauerndes Glück nie zu gründen. Saben sie eine Ehe, bieses heiligfte Inflitut des Lebens, geschlossen,

fo ift das Unglud von selbst da.

Die Verwandten Bischosberger's riethen ihm von der Verbindung mit der geistig und körperslich verkümmerten ältern Person ab; co könne keine glückliche Ehe daraus werden. Die Verswandten des Mädchens stellten ihr das Gleiche vor; das Verhältniß sei ein unpassendes, es könne nur Unglück daraus entstehen! Sie spraschen von beiden Seiten vergebens. Vischosberger wollte Geld, die N. Wettler einen Mann haben.

"Dieser Handlung folgte ber Fluch auf dem Fuße," sagt in seinem amtlichen Zeugnisse ber Pfarrer von Wolfhalben. Der Kluch mußte folgen.

Bischofberger verließ den Dienst bei Riederer und zog mit seiner Frau nach Tobelmühle, gleichfalls in der Nähe von Rheineck. Er lebte hier als Arbeiter. Seine Frau hatte sein Hauswesen zu besorgen. Aber die verstand nichts davon. "Sie konnte nicht kochen und nicht waschen, sie war zu nichts im Hause tauglich." Dabei wollte sie mit dem zähen Eigensinn des Schwachsinns "alles besser wissen", wenn er sie ermahnte oder tadelte. So war schon sehr bald im Hause kein Friede mehr. Und außer dem Hause hatte Bischofberger es noch schlimmer. Wo er sich beklagen wollte, bald wo er sich nur sehen ließ, wurde er ausgelacht; "warum er eine so dumme, ungeschickte, häßliche, alte Person geheiratet habe."

Bischofberger blieb bennoch ber ordentliche und sleißige Arbeiter. Es konnte freilich nicht helsen. Bei der schlechten Wirthschaft der Frau mußten die Vermögensverhältnisse allmälig völlig zerrüttet werden. Er konnte nicht einmal seiner gewöhnlichen Arbeit nachgehen. Er mußte im Hause thun, was der Frau oblag, was sie nicht versstand oder wozu sie keine Lust hatte; er mußte sogar selbst waschen, wenn er es nicht durch fremde Leute wollte besorgen lassen. Dabei mußte er noch die Frau bewachen und behüten wie ein Kind, damit sie nicht durch ihre Ungeschicklichkeit und Unvorsichtigkeit mit Feuer und Licht und anderem ihn in noch größern Schaden bringe.

Der fleißige und ordentliche Mann sah zu seiner tiefen Bekummerniß, der Unglückliche, ber

nur um bes Gelbes willen geheiratet hatte, fah mit dem bittersten Verdruffe, wie fein ganzes Hauswesen mehr und mehr zurückgieng. Noch vermochte er sich oben zu halten. Er raffte sich fogar zu einem Entschlusse auf, der ihm bei sei= nem schwachen Charafter gewiß nicht gering an= zurechnen war. Was er seiner frühern Verlob= ten abgeschlagen hatte, bas begann er jest von felbst; er lernte das Seidenweben. Bei diefer Beschäftigung mußte er nicht immer außer bem Sause sein, er konnte dabei die Sausgeschäfte besorgen, seine Frau bewachen, die Frau konnte ihm gar dabei behülflich sein, sie sollte die Spularbeit verrichten. Das einfache Spulen werde sie doch wohl verstehen, meinte er. Er hatte sich auch darin geirrt; sie verstand es nicht und wenn sie es auch verstanden hätte, sie hatte feine Luft dazu. Die Schwachsinnige batte zu feiner einzigen Arbeit Luft; "sie wollte und konnte gar nichts thun; sie lief am liebsten in der Nach=

barfchaft umber, um zu schwagen."

Es war eine schwere, traurige Lage; im Hause die Frau, die nicht arbeiten konnte und wollte, die nur eigensinnig ihm Widerworte gab und alles beffer wiffen wollte; außer dem Sause, wo er sich seben ließ, Spott und Sohn, warum er die dumme, häßliche, alte Person geheiratet habe, was er denn nun von ihrem Gelde habe. Und dazu verringerte dieses Geld sich mit jedem Tage. Bischofberger wurde ein tief unglücklicher Mann. Er konnte sein Unglud nicht mehr tragen. Er hatte es selbst verschuldet, um so schwerer wurde es ihm. Er wollte sich von seiner Frau scheiden laffen. Er wandte sich an den zustän= digen Pfarrer der Gemeinde Wolfhalden. Der Pfarrer erforschte das Zusammenleben der Ehe= gatten. Er sah wohl die tiefe Abneigung Bi= schofberger's gegen seine Frau; aber der Mann hatte ja von Anfang an diese Ehe ohne irgend eine Neigung geschlossen und die Frau verrieth sogar Zuneigung, statt Abneigung, gegen ihren Mann. So vermochte der Pfarrer feinen ge= settlichen Scheidungsgrund zu finden und er konnte dem Bischofberger nur überlassen, wenn er bei seinem Antrage beharre, diesen bei der nächsten "Frühlingsehegaume" anzubringen.

Die Folge, die eintrat, war vorherzusehen. Der schwache Mensch wußte in das Unvermeid= liche sich nicht zu fügen. Sine Zeit lang aller= bings trug er seine Bürbe noch mit Ruhe. Der Pfarrer hatte ihm eindringliche Vorstellungen gemacht, ihn zur Geduld ermahnt, zu einer liebe= vollern Behandlung seiner Frau, es werde dann

vielleicht beffer mit ihr werden.

Es wurde nicht besser mit ihr. So, wie sie war, konnte es auch nicht anders werden. Da nahm er sich selbst das Necht, das er anderswo nicht sinden konnte, weil er eben kein Necht hatte. Er nahm es sich mit Gewalt, in roher, brutaler Weise. Er mißhandelte die Frau. Das Band der She war dadurch innerlich zerrissen. Der Kißkonnte durch das fortgesetzte Zusammenleben nur ein immer weiterer werden. Die rohe Gewalt mußte immer roher zur Herrschaft gelangen.

Der Berfall bes Vermögens hielt damit gleischen Schritt. Zu Anfang des J. 1866 betrug das baare Vermögen der Frau nur noch gegen 1600 Fr. Ihre Verwandten schritten ein. Sie wurde bevogtet. Der Vogt scheint zugleich von einer andern Lebens= und Beschäftigungsweise der beiden Schegatten ein bessers Verhältniß erwartet zu haben. Er kaufte ihnen mit ihrer Zustimmung im Hasle ein kleines Heimwesen. Sin eigenes Heimwesen hatte Vischofberger sich immer gewünscht. Er bebaute es mit Gemüse. Beide Scheleute giengen mit den gewonnenen Früchten in der Umgegend haustren. Der Mann fügte den Handel mit Obst, die Frau den mit Brot hinzu.

Eine Zeit lang hörte man von keinem Streit unter ben Ehegatten mehr; die Frau klagte über keine Mißhandlungen des Mannes. Aber lange währte das nicht. Dem Manne war die Frau einsmal verleidet; er war jung und kräftig, sie alt, häßlich und zu nichts zu gebrauchen. Auch mit jenem Handel war es bald nichts mehr; er gab ihr nur Gelegenheit, umherzulaufen und zu schwaßen. Dazu durfte er sich nicht einmal über sein Schicksal beklagen; er wurde ja nur ausgelacht über eine solche Frau! Und zu dem kam das Bewußtsein, daß er dieses Schicksal selbst auf sich geladen habe, und dabei keine Aussicht, sich von ihm zu befreien! Ein Mann von sester rem Charakter als er hätte unterliegen können.

Jakob Bischofberger unterlag. Er sank von Stufe zu Stufe, immer tiefer, bis in den Absgrund seines empörenden Verbrechens hinein. Der ordentliche und fleißige Mann wurde unsordentlich und versäumte seine Arbeit; die Ars

beitescheu brachte ihn in die Wirthsbäuser, das Wirthshausleben verführte ihn zum Trinken und Spielen. Das nichtsnutige Leben erzeugte nichts= nutige Gedanken in ihm. Du mußt beine Frau los werden; geht es auf dem einen Wege nicht, so muß es auf dem andern gehen; will uns das Chegericht nicht scheiden, so scheide uns der Tod. Der Tod! So war der Gedanke an das schwerste Verbrechen in ihm erwacht, an den Mord, den Gattenmord. Und er scheute nicht vor ihm zu= ruck. Die Geldgier trat wieder hinzu: "Wenn mein Weib auf der Seite ware, so konnte ich doch etwas von ihr erben; ich hätte freiere Sand; ich fonnte meinen Sandel weiter ausdehnen." So giebt er selbst zu den Untersuchungsakten seine Gedanken an. "Könnte ich nur meine Frau los werden!" hörte man ihn oft zu seinen Genoffen sagen, ja sogar zu fremden Leuten.

Aber er war der schwache Charakter, dem die Thatkraft fehlte. Er wollte wohl den Tod der Frau, er pflegte den Gedanken des Mordes, aber selbst den Mord auszuführen, dazu gebrach es ihm an Muth. Ein anderer sollte für ihn die That vollbringen. Er fand den andern.

Er bewohnte im Hasle ein Doppelhaus. Den einen Theil batte er mit seiner Frau inne; in dem andern wohnte eine Weberwitwe Meier mit ihren Kindern. Die Familie war nicht zum beften beleumdet; ein Sohn war geradezu ein ungera= thener Mensch geworden. Johs. Meier war als Anabe gut geartet gewesen, trot der schlechten Erziehung, die er im elterlichen Sause genoffen. Er war dann in seinem 17. Jahre in die Fremde gekommen, um sich dem Metgerhandwerk zu wid= men. Als Lehrling hatte er sich noch gut aufge= führt. Darauf aber, namentlich im Engabin, im Tyrol und später im Kanton Appenzell hatte er sich, wozu allerdings sein Charafter ihn so leicht antreiben konnte, einem rohen und liederlichen Leben ergeben; er war ein Trinker, Spieler und Raufer geworden, er hatte wegen Mißhandlungen, wegen Drohungen, wegen Eigenthumsbeschabi= gungen von den Gerichten gestraft werden muffen.

Ende Sept. 1866 kehrte er ins elterliche Haus zurück. Sein Bater war gestorben. Er wollte seiner Mutter in der Wirthschaft helsen; es war wohl nur ein Vorwand. Er kam als der rohe, verwilderte Mensch zurück. Er blieb so. Die Leumundszeugnisse sagen über ihn: "Er galt all-

gemein als ein lieberliches, zu allem fähiges Subjest, das lieber sich dem Trunk und Spiel als der Arbeit ergab." Er war unverheiratet, da=

mals 26 Jahre alt.

Johannes Meier und Jasob Bischofberger waren Schulkameraden gewesen trot der Ver= schiedenheit ihres Alters. Sie machten sofort wieder Befanntschaft mit einander. Sie wohn= ten in demselben Hause; sie hatten beide keine Lust zu arbeiten; sie zogen beide lieber in die Wirthshäuser zum Trinfen und Spielen. Bischofberger hatte ben Mann, deffen der feige Mörder zur Ausführung seiner Mordgedanken bedurfte. Unfangs beklagte er gegen Meier sich nur über seine Frau; sie laffe ihm fein Geld zu= fommen, tauge zu nichts, sei bose gegen ibn; zu dem allem werde er von den Leuten ausgelacht. Aber schon nach wenigen Tagen hatte er mit bem, was er auf bem Bergen batte, gegen seinen Rameraden herausrucken fonnen.

Die Mißhandlungen der Frau waren unterdeß wieder häufiger geworden. Noch 14 Tage vor ihrem Tode klagte sie im Pfarrhaus zu Rheineck über ihren Mann. Die blauen Flecken in ihrem Gesichte bezeugten die Wahrheit ihrer Rede.

Bu berfelben Zeit, vielleicht an bemfelben Tage, war ihr Tod unter den beiden schlechten Men= schen eine beschlossene Sache. Es hatte bazu nur der wenigen Tage ihres neuen Zusammenlebens bedurft. Im Anfang Oftober war Meier nach Hause gekommen; nach 14 Tagen konnte Bischof= berger ihm schon geradezu den Antrag machen, ihm seine Frau aus der Welt zu schaffen! Gine besondere Veranlassung haben sie nicht angegeben; sie hatten wohl feine, sie bedurften auch keiner. Bischofberger bot einfach dem Meier 200 Fr., "wenn er ihm das Weib ab dem halse richten fonne." Meier machte feine Umftande; ,,er werde es schon thun, wenn es eine Gelegenheit gebe." So waren sie einig und sie sprachen öfter über die Sache und eine Gelegenheit. Bischofberger wiederholte dabei sein Gebot der 200 Fr.; er versprach bis zu 500 Fr., um sich den Kameraden zu sichern; nach dem Tode der Frau werde er sein Heimwesen verkaufen und so zu Gelde kommen. Die Belegenheit sobann, ba fie fich nicht barbot, wurde gemacht. Die Frau Bischofberger's war einmal, als sie noch in der Tobelmühle wohnten, in ihrer Ungeschicklichkeit in den Tobelbach gefallen. Daran bachte er wieder. "Seine Frau mußte im Wasser umkommen; die Leute mußten glauben, sie habe sich verirrt und sei durch Zufall in dem Wasser verunglückt." So sagte er zu Meier und Meier wußte dafür Nath. Er kannte ein passenbes Wasser in der Gegend; er sprach davon zu Bischosberger. Sie wurden einig, daß die Frau darin ertränkt werden solle.

Am Dienstag, 6. November (1866), beriethen sie des Morgens ihren Plan; an demselben Abende sollte dieser ausgeführt werden. Nach Tisch trafen sie die Anstalten zu der Ausführung. Die Frau wurde auf den Abend zu einer gemeinsamen Zusammenkunst in das Zollersche Wirthshaus in der Speck bei Thal, unweit von dem Wasserentlegen, bestellt. Sie wollten dort "füserlen" (Sauser trinken), sagte Bischosberger zu ihr.

Dann führte Meier ben Bischofberger zu dem

Waffer, um die Gelegenheit zu beseben.

In der Gemeinde Thal liegen alte Steinbrüche, in denen längst nicht mehr gearbeitet wird, und die Jahr ein, Jahr aus voll Waffer ftehen. Sie liegen hart an einem schmalen Sträßchen, das bei Tage wenig, bei Nacht gar nicht begangen wird. Die nächsten Häuser liegen fark 200 Schritte ent= fernt. Sie stehen in einer Reibe, im hintern Rain genannt. In einer der "Steingruben" follte die Frau ihren Tod finden. Die beiden Mörder giengen auf Umwegen dahin. Bischof= berger kannte sie noch nicht. Es waren ihrer 5; fie lagen sämmtlich längs dem kleinen, schmalen Sträßchen. Die mittlere stieß unmittelbar an dieses; sie war zugleich die größte und tieffte. An ihr blieben die beiden Verbrecher fleben. Das Wasser darin war grünlich. Sie sei wohl tief, sagte Bischofberger. Sie sei tief, erwiederte Meier. Sie besahen die Grube näher, das Ufer, den Weg, die Gegend. Die Grube war 16-20 Fuß breit, mindestens 80 lang. Sie hatte, wie sich nachher ergab, eine Tiefe von durchweg 20 Fuß. Das Ufer nach dem Sträßchen hin hatte eine Söhe von 3 Fuß über dem Wasser; es war abschüssig, an den meisten Stellen fast senkrecht; nur hin und wieder stand einiges Gesträuch daran. Das Sträßchen war faum 4 Fuß breit. Die Gegend umber war leer und öbe; nur jene Häuser am hintern Rain waren zu feben.

Hier könne es geben, sagte Bischofberger. Meier hatte ihn in ber Meinung hingeführt. Bischofberger sagte dem Meier wiederholt die 200 Fr. zu. Dann giengen sie ins Zollersche Wirthsbaus, wohin sie die Frau bestellt hatten.

Sie wollten hier die Frau betrunken machen, bamit man um so mehr glauben solle, sie sei burch eigene Schuld in dem Waster verunglückt. Spät in der Nacht sollte sie dann an den Gruben vorübergeführt, bineingestoßen werden.

Sie überlegten alles mit großer Rube und Umsicht. Das schwere Berbrechen, das sie vorsbereiteten, war ibnen wie eine gleichgültige Sache. So tief mar Bischofberger in den wenigen Monaten gefallen Meier war wohl schon lange der Mann gewesen, "der zu allem fähig war."

Sie famen gegen 5 Uhr abends in dem Zoller= fchen Wirthebaufe an. 3 Biertelftunden nach jenen traf die Frau Bischofberger ein. Sie trug eine Laterne bei sich, da es schon dunkel war. Sie "füserleten" mit einander Die beiden Man= ner suchten die Frau betrunfen zu machen, damit bas unglüdliche Schlachtovfer ihnen befto ficherer verfalle. Sie benahmen sich dabei mit einer em= porenden Robeit. In der Wirthsflube war eine Näherin am Arbeiten und ein Nachbar zum Be= such. Die Näherin fragte den Meier, wer die Frau sei. Das sei des Bischofberger's Frau, ant= wortete er, ein "nüütiges, wustes Menich, die zu nichts tauge als zum Essen und Trinken und Schlafen. Wenn er ein solches Weib hätte, er wurde bald mit ihr fertig werden." Bischofberger bestätigte, daß seine Frau ein "nüütiges Mensch" sei. Als die Frau mit den Wirthsleuten Raffee trank und Kartoffeln dazu aß, sagte Meier: "Da sebet, wie sie fressen und saufen mag." Das Alles wurde mit lauter Stimme gesprochen, daß alle es hörten, nur die Frau selbst in ihrer Hart= borigfeit nicht. Db der Unglücklichen nicht bennoch, trot ihres Schwachsinns, an den beiden Bosewichtern etwas aufgefallen mar? Sie war sehr auf ihrer Hut; sie nahm sich ganz gegen ihre Gewohnheit mit dem Trinfen in Acht. Sie mußte zum Trinken genöthigt werden; sie wußte bann oft, ohne daß bie beiden es gewahrten, den Inhalt ihres Glases in bas Glas ihres Mannes zu gießen. Um 9 Uhr wollte sie beimgeben. Den Mördern war es noch zu früh; sie mußten mit dem Verbrechen bis jum Naben ber Mitternachts= stunde warten. Sie erwarteten noch jemanden, sagte Meier zu der Frau. Um 101/2 Uhr bra=

den fie endlich auf, nach Saufe, wie fie fagten.

Sie giengen zuerst in der breiten Landstraße, dann bogen sie in das schmale Sträßchen ein, das zu den Steingruben führt. Die Frau hatte sich in dem Wirthsbause die Laterne anzünden lassen; Bischofberger nabm sie ihr ab und gieng damit voraus. Meier und die Frau folgten ihm. Meier hatte den Arm der Frau genommen. So führten sie durch die stille, dunkle Nacht, fortwäherend nur mit ihren Mordgedanken beschäftigt, die arme Frau ihrem Tode entgegen. Sie kamen in die Nähe der Steinbrüche. Bischofberger blieb stehen, die seine Frau und Meier bei ihm waren.

Jest sei es dann recht, sagte er zu Meier; bei den Wassergruben wolle er schnell voranslaufen; Weier solle dann nur soweit use laufen (nach dem Rande der Wassergrube) wie möglich, sie werde dann schon hinunter keien (fallen).

Sie giengen weiter. Als fie bie Steingruben erreicht hatten, lief Bischofberger, wie er gesagt hatte, mit der Laterne schnell weiter. Meier und bie Frau waren im gewöhnlichen Schritt ge= gangen. Meier hatte die Frau noch am Arm; fie war an der Wasserseite. Im Geben drängte er fie nach dem Rande der Grube bin, der mitt= Iern der funf, der breiteften, der mit dem fent= rechten, fahlen, 3 Kuß hoben Ufer, unmittelbar an bem Strägden liegenden. Er brudte, er brangte sie über den Rand hinaus, fie fiel. "Und wie fie fiel", lautet sein Geständnig, "riß ich den Arm los und ließ sie ins Wasser plumpen; sie that einen Schritt und fiel gang gerade hinun= ter." Er sprang, ohne sich weiter nach ihr um= zusehen, dem Bischofberger nach.

Bischosberger war ohne Ausenthalt nach den Häusern hinterm Rain zu gerannt. Sie hatten es so verabredet. An dem ersten Hause traf Meier mit ihm zusammen. Sie standen und horchten nach den Steingruben hin. Sie hörten die Arme um Hilse rufen. Die Unmenschen hatten nur Angst, daß der Frau Hilse kommen möge.

In der That schien es, daß ihr Rettung wersten solle. Ein am andern Ende der häuserreihe wohnender Arbeiter, der Steinbrecher Tagmann, hatte spät in der Nacht seine Frau von der Arsbeit aus der Nachdarschaft abgeholt. Es war gegen halb zwölf, als sie in dem einsamen Sträßechen an den Steingruben ein Licht sich bewegen sahen. Gleich darauf hörten sie in derselben Gegend

Angstrufe, von denen die Laterne sich eilig ent= fernte. Es war eine weibliche Stimme, die aus ber einsamen, öben Gegend in ber Mitternacht um Silfe rief. Tagmann wedte ben nächften Nach= bar; sie nahmen eine lange Stange mit Zinken, eilten damit zu den Gruben, hörten in der mitt= Iern noch ein Plätschern und "ein letztes Stöh= nen", riefen, bekamen keine Antwort, burchsuch= ten mit der Stange die Grube, fanden aber nichts, hörten feine Bewegung mehr, mußten von wei= tern Nachforschungen absteben und verschoben fernere Nachsuchungen auf den Unbruch des fol=

genden Tages.

Die beiben Mörber, als sie Leute in ber Nähe sich regen hörten, waren nur auf ihre eigene Rettung bedacht gewesen. Bischofberger warf die Laterne in eine Güllengrube. Beide sprangen davon und rannten auf Umwegen nach ihrer gemeinschaft= lichen Wohnung. "Wenn jest das Weib nur todt ift!" sagte Bischofberger im Laufen zu Meier; "bann werden wir einen luftigen Rorschacher Jahrmarkt haben." Darauf machte er Plane, wie er das heimwesen und den Brautwagen der Frau verkaufen wolle, um zu Geld zu kommen. War er schon so ganz verkommen, daß er da= von reden konnte? Dber wollte er fich bamit vor der Angft, vor dem Vorwurfe seines Ge= wiffens retten? Schlafen konnte er die Racht nicht. Meier konnte es. Um andern Morgen giengen beibe zeitig aus, um zu erfahren, ob

die Frau schon gefunden sei.

An demselben Morgen früh hatten die Be= wohner bes hintern Rain in den Steingruben gesucht und aus der mittlern ben Leichnam einer Frau herausgezogen, die als die Frau Bischof= berger erkannt wurde. Der Steinbrecher Tag= mann hatte zugleich den Behörden Anzeige ge= macht. Ein anderer Nachbar, der Obsthändler Dornbirer, hatte den Bischofberger aufgesucht, um ihm den Tod seiner Frau mitzutheilen. Er fand ihn im Wirthshause. Er fragte ihn zu= erft, ob er seine Frau nicht vermisse. Sie sei noch nicht nach Sause gekommen, war die gleich= gültige Antwort. Dornbirer fagte ihm, daß die Leiche seiner Frau in den Steinbrüchen gefunden sei, und forderte ihn auf, mit ihm hinzugehen. Bischofberger "farrte bei ber Nachricht so furios in den Tifch hinein", war aber bereit, mitzugeben. Beim Anblick ber Leiche war er

wieder "trocken und hölzig." So fand ihn der Untersuchungerichter, der bald nachher an Ort und Stelle eintraf. Er wurde gefragt, wie seine Frau hieher gekommen fei. Er wurde fichtlich verlegen. Er sei gestern Abend mit der Frau und dem Metger Meier bei Zoller in der Speck zum Trunk gewesen; auf dem heimwege muffe das Weib sich hieher verirrt haben, während Meier und er weiter gegangen feien.

Er hatte fich faum farfer verdächtigen konnen. Er wurde verhaftet. Er leugnete; er verwickelte fich in Widersprüche. Auch M. follte verhaftet werden. Er hielt sich verborgen. Man konnte ihn erst am britten Tage auffinden. Er legte fofort ein volles Geftandniß ab. Jest geftand auch Bischofberger.

Beide Verbrecher wurden vom St. Galler Kan= tonsgericht wegen Mordes zum Tode verurtheilt. Sie fuchten Begnadigung nach; fie felbft, für

sie ihre Vertheidiger, ihre Verwandten.

Beide Vertheidiger beriefen in ihren Gnaden= gesuchen sich auf den gegenwärtigen Stand der Frage über die Todesstrafe. Sie zeigten, wie in dem vorliegenden Falle durch die Begnadi= gung die öffentliche Sicherheit in keiner Weise gefährdet werden könne, wohl aber jener erhabene Zweck der Strafe, den Verbrecher zu bes= fern, bei beiben Berurtheilten, die früher ordent= lich und rechtschaffen gewesen, erreicht werden könne. Der Vertheidiger Bischofberger's fagte dabei: "Wird biese Besserung erreicht durch die wenigen drei Tage, welche den Verurtheilten zur Vorbereitung zum Tode vergönnt werden? Ober wird sie dadurch erreicht, daß durch bas Fallbeil mit einem Streiche sein Kopf vom Rumpfe getrennt wird. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bessere und lebe."

Am 9. März 1867 trat der Große Rath des Rantons St. Gallen zusammen, um über bie Begnadigungsgesuche zu berathen. Die Begnabigung Bischofberger's wurde mit 87 gegen 31, die Meier's mit 96 gegen 21 Stimmen ausge= sprochen. An die Stelle ber Todesstrafe trat fraft des Gesetzes lebenslängliches Zuchthaus.

Möge ihre Geschichte eine warnende sein! Die schlechte Begierde führt zur Leidenschaft, die Lei= denschaft zum Laster, das Laster zum Verbrechen - und welch ein elender Mensch ist für sein

ganzes Leben lang ber Berbrecher!